

Was wir schon immer über Utopien wissen wollten

KRAFTFELD Das Publikum bestimmt das Buch, Schauspieler lesen und spielen es. Nach Basel, Luzern und Zürich gibt es die innovative Lesereihe «Read Me» jetzt auch in Winterthur. Am Donnerstag war Premiere mit Sibylle Bergs Roadmovie «Habe ich dir eigentlich schon erzählt...».

Obwohl sich Anna und Max noch gar nicht kennen, haben sie einiges gemeinsam. Beide sind bald vierzehn und wohnen im selben Wohnblock. Und beide haben das trostlose Leben satt. Er mit seinem Vater, der Polizist ist und kaum ein Wort spricht, sie mit ihrer Alkoholikermutter.

Sie empfinden sich auch als Gefangene eines Staates, der seine Bürger vor dem Kapitalismus zu schützen vorgibt. Sibylle Berg, selbst in Weimar geboren, zeichnet in ihrem «Märchen für alle», so der Untertitel ihres Buches «Habe ich dir eigentlich schon erzählt...», unter anderem ein Bild des Lebens im «real existierenden Sozialismus» der DDR. Auf diese Aspekte stützt sich die freie Zürcher Theatergruppe Eberhard Galati bei ihrer Lektüre des Buches (Textfassungen: Lisa Letnansky und Line Eberhard).

Am Donnerstag war ihre Reihe «Read Me», die es bereits in Basel, Luzern und Zürich gibt, zum ersten Mal im Winterthurer Kraftfeld zu Gast.

Weit mehr als eine Lesung

Was die Schauspielerinnen Sylvia Garatti und der Schauspieler Jürg Plüss, die von Beat Keller an der Gitarre begleitet werden und ab und zu auch selbst zu Gitarre und Schlagstöcken greifen, auf der kleinen Bühne bieten, geht über eine Lesung weit hinaus. Sie spielen mit den Sätzen und führen sie vor, mit Witz und, je länger die anderthalbstündige Aufführung dauert, auch mit lockerem Charme. Zitate unter anderem

von Voltaire, Karl Marx, Thomas Morus und – allzu ausgiebig – aus der Verfassung der DDR geben dem Abend den Anstrich eines Kurses an der Volkshochschule.

Songs von ABBA, den Scorpions oder Aerosmith – von diesen eine von Garatti hinreissend dahergeschmetterte Version von «Dream On» – beschwören den Geist des Aufbruchs, der in der Rockmusik steckt, und heben das Ganze auf eine popkulturelle Ebene, die auch noch mit Nachrichten und Werbespots aus dem DDR-Fernsehen angeichert wird (Musikauswahl: Mauro Galati). Rund vierzig Leute zwischen zwanzig und fünfunddreissig hören zu, manche singen bei den Liedern leise mit. Und gemäss Anweisung lesen sie auch selbst: Immer, wenn auf der Leinwand rot unterlegter Text erscheint, tragen sie ihn vor wie die Kirchengemeinde in der Messe.

Das ist farbig, abwechslungsreich und nicht selten erhellend – etwa wenn Anna und Max fliehen: Schon Thomas Morus' «Utopia» aus dem 16. Jahrhundert stellt das Umherstreifen ausserhalb des idealutopischen Staatsgebietes unter Strafe und beweist damit auf einen Schlag die ganze Ambivalenz der Utopie, die sich als universelle Heilsbringerin sieht, aber von Natur aus zu totalitärem Denken neigt.

Utopien sind das Thema

Die Utopie ist das eigentliche Thema des Abends. Man mag es bedauern, dass darüber der Faden der Story und der melancho-



Witzige und erhellende Geschichtslektion: Sylvia Garatti und Jürg Plüss lesen im Kraftfeld Sibylle Berg und Texte zur Utopie.

Marc Dahinden

liche Zauber von Sibylle Bergs Sprache streckenweise verloren gehen. Dafür erhält das Publikum reichlich Anregungen, sich mit einem Denken zu beschäftigen, das nach dem Fall der Mauer ausser Mode geraten war.

In der Gegenwart ist auch die Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen dazu zu rechnen, aus der Garatti und Plüss ebenfalls zitieren. Und zur Ver-

teilung der Güter hat auch Thomas Morus etwas beizutragen. Er forderte bereits die Abschaffung des Eigentums.

Offen wie die gesamte Veranstaltung, zu der man kommen und gehen kann, ohne Eintritt zu bezahlen – erst am Schluss gibt es eine Kollekte –, ist auch der Schluss, der nicht mit einem gültigen Lehrsatz zum Umgang mit Utopien aufwartet, sondern mit

einer ganz praktischen Einsicht: Anna und Max schaffen auf ihrer Flucht den Sprung von der Autobahn in den Bauch eines türkischen Schiffes. Durch dessen Bullauge blicken sie beim Ablegen in den Himmel: «Es hat sich gelohnt, mutig zu sein.» An einer anderen Stelle dieses erstaunlichen Buches sagt es Max so: «Ich kann nur jedem Kind raten, einmal abzuhauen. Ich glaube, spä-

ter hat man zu viel, das einen davon abhält.»

Aus den Vorschlägen der Besucherinnen und Besucher wurde am Ende das Buch ausgelost, das als nächstes einer eigenwilligen Lektüre unterzogen wird: Es ist eine Biografie der Opernsängerin Maria Callas. – Der nächste «Read Me»-Abend findet am 28. April wiederum im Kraftfeld statt. *Helmut Dworschak*

Liebe, Tod und verfehlte Gegenwart

LA TRAVIATA Giuseppe Verdis Oper über Liebe und Tod der Halbweltedame Violetta Valéry ist ein Herzstück des Repertoires. Auch die «Traviata» der Kammeroper Köln liess am Ende nicht kalt. Das Publikum applaudierte anhaltend.

Eine Partyszene eröffnet das Werk und eine Partyszene rückt mit dem Mittelakt ins Zentrum der ins «Pariser Leben» eintauchenden dreiaktigen Oper. Der Schlussakt jedoch ist eine einzige Fermate über dem Thema «Amore e morte». Violettas schwindende Kräfte, ihre Einsamkeit, ihr Warten und den Schimmer von Hoffnung schildert Verdi in einer Musik von wunderbarer Zartheit und Leuchtkraft.

Dass dann Alfredo zurückkehrt und dessen Vater sein zerstörerisches Eingreifen in die uneheliche Beziehung seines Sohnes zur Prostituierten bereut, kommt zu spät. Das Liebesglück des Duos ist nur noch eine Illusion beziehungsweise die Vision vom Glück, das in einer menschlichen Welt möglich sein sollte.

Blässe und Steigerung

Die Wirklichkeit ist Violettas gesprochenes «È tardi» – «mit Grabesstimme» verlangt die Partitur dieses «zu spät» – und das Delirium des Sterbens mit dem Wort «gioia» (Freude) auf den Lippen. Das ist in jeder Aufführung der Verdi-Oper schwere Kost, sozu-



Die «Traviata» in der Version der Kammeroper Köln: Eine Geschichte über Menschen in der Grossstadt, wo Geld und Lust regieren und die Liebe auf der Strecke bleibt.

pd

sagen heilsam niederschmetternd, und auch die Aufführung der Kammeroper Köln erreichte hier die Intensität und Dringlichkeit, die dann auch einiges an Blässe vergessen liess, die ebenfalls zu diesem Abend im Theater Winterthur gehörte.

Fast eine Nummer zu gross schien da und dort das Werk für

die kleine Truppe, zu gross auch das Haus für die Hauptdarstellerin Esther Hilsberg. Da konnte man sich für den Partyauftritt und das wilde Leben, wofür die Arie im ersten Akt steht, wohl einiges mehr an Verve, im zweiten Akt mehr an dramatischer Spontaneität und Kraft wünschen. Berührende Musikalität und Ge-

staltungskraft waren aber mit im Spiel, und in der stillen Atmosphäre des dritten Aktes entfalteten sie sich zu bezwingender Dominanz.

Während Petteri Falck mit knorrig monochromem Bariton als Germont einseitig den strengen und kalten Patriarchen betonte, war der Tenor Marco An-

tonio Rivera ein Alfredo, wie er im Buche steht, impulsiv, strahlend und mit grossem Atem für musikalisch wunderbar ausbalancierte Übergänge und strömende Kantabilität – ereignishaft im Rahmen dieser Aufführung nicht nur sängerisch, sondern auch was sein temperamentvolles Spiel betraf, das allerdings für den einen oder anderen Moment eine bessere Regie verdient hätte.

Was der Regisseur Lajos Wenzel mit den Figuren dieser Oper anstellt, ist reichlich konturlos oder dann wieder zu gesucht, so wenn Alfredo die ganze Stretta hindurch seine Krawatte zu binden versucht oder wenn er nicht aufhören kann, mit Geldscheinen auf Violetta einzudreschen.

Das spröde Setting der Bühne mit umgestürzten und fallenden weissen Pfeilern und mit Tüllvorhängen im Hintergrund, dazu die wenig spezifischen Kostüme – Germont im heutigen Anzug, aber mit Gehstock von gestern – tragen wenig zu einem farbigen Relief der Oper bei, zu diffus ist das für das realistische Spiel, zu brav für die Symbolik von «Amore e morte».

Eine Skandalgeschichte

«Amore e morte» wollte Verdi ursprünglich als Titel über die Oper stellen: In der sozusagen tagesaktuellen Geschichte sah er das Grundsätzliche. Das reale Vorbild der «Traviata», Alphonsine Plessis, starb im Februar 1847, der

Roman über sie von Alexandre Dumas erschien 1848, das Bühnenstück 1852. Auf dessen Grundlage erfolgte die Uraufführung der Oper in Venedig bereits am 6. März 1853, und zwar auf Befehl der Zensur als eine ferne Skandalgeschichte aus dem Paris um 1700.

Gegenwartsnah aber blieb die Musik, wobei Verdi das Dreiermetrum für weit mehr als Trinklied und Partymusik im Walzertakt nutzte und gleich mit dem Klangextrem der geteilten Violinen im dreifachen Pianissimo des Vorspiels auch deutlich machte, dass er das brüchige Seelenleben seiner eigenen Epoche auf den Prüfstand stellte.

Man hörte das musikalische Wetterleuchten an diesem Abend schon auch, selbst wenn die Protagonisten, den teils eher ungelungenen Nebendarstellern, dem Orchester in kleiner Streicherbesetzung und dem griffigen kleinen Chor in moderaten Tempi nicht alle Brillanz und Subtilität erreichte und da und dort auch manche Späne flogen. Dennoch, Sorgfalt stand im Vordergrund, vieles liess aufhorchen, und alles Können zahlt sich bei Verdi eben allemal reichlich aus.

Herbert Büttiker

La Traviata: Oper von Giuseppe Verdi. Gastspiel der Kammeroper Köln. Letzte Aufführung im Theater Winterthur heute, 19.30 Uhr.